

Wiener Zeitschrift

für
Kunst, Literatur, Theater
und
M o d e.

Dinstag, den 1. Jänner 1828.

1

Von diesen Blättern erscheinen wöchentlich drei Nummern Text und ein colorirtes Modenbild, welche hier gegen Vorausbezahlung zusammen viertels, um 6 fl., halbj. um 12 fl. und ganzjährig um 24 fl. C. M., dann ohne Kupfer viertels um 3 fl. 45 kr., halbj. um 7 fl. 30 kr. und ganzjährig um 15 fl. C. M., bey N. Strauß in der Dorotheergasse No. 1108; für Auswärtige aber durch die k. k. Postämter um 13 fl. 12 kr. halb- und 26 fl. 24 kr. C. M. ganzjährig zu haben sind. Durch die Buchhandlung Carl Gerold in Wien wird diese Zeitschrift in Monatsheften mit und ohne Kupfer für das In- und Ausland versendet.

Die Macht der Liebe.

Ein Familiengemälde, von Theodor.

1.

„So leben Sie denn wohl, lieber Hr. Willner, schreiben Sie oft an uns, und studiren Sie fleißig die ältesten Kunstwerke, denn in diesen ist die reichste Fundgrube für den Studirenden.“ So sprach der Kaufmann Elber zu dem bisherigen Lehrer seiner Kinder, der am folgenden Tage die Universität beziehen wollte, um sich den schönen Wissenschaften und vorzüglich der Tonkunst zu widmen; er umarmte den Jüngling mit väterlicher Zärtlichkeit, und entließ ihn mit den besten Wünschen für die Zukunft. Herrn Elbers edle Gattinn, die liebevolle Mutter ihrer großen Kinderzahl, war die redlichste Freundin des jungen Willner. Auch sie entließ ihren Günstling mit den besten Wünschen für seine fernere Laufbahn, und setzte noch die Worte mit Nachdruck hinzu: „Der Himmel kann und wird ja Ihre Wünsche krönen.“ Ihr war es nemlich nicht entgangen, daß Willner alles aufbot, um sich die Gunst ihrer ältesten Tochter Ophelie zu erwerben, und sie hatte auch nichts dagegen gehabt, wenn diese die Kleinen Zärtlichkeiten erwiderte. Obgleich Ophelie und Willner noch kein Wort von Liebe mit einander gesprochen hatten, so wußten doch Beyde ganz zuverlässig, daß sie einander recht herzlich gut wären. Ophelie hatte alles gelernt, wovon sie wußte, daß Willner Freude habe, und worin er ihr Lehrer seyn konnte. Sie übte sich unter seiner angenehmen und regelmäßigen Leitung noch fortwährend im Singen, Guitarre und Pianoforte spielen. Willner erhielt durch Opheliens Sorgsamkeit aus ihres Vaters Bibliothek alle Werke deutscher Literatur, die er zu seinem Vergnügen und zu seiner Bildung las, und deren Ausbeute er in Opheliens Umgange ihr wiederum mittheilte. So bildeten sich Beyde durch einander selbst. Aber nicht nur die Geistesbildung gedieh durch dieses Verhältniß, auch das Herz trug seine Vortheile davon. Ophelie war als gute Tochter stets sehr besorgt um ihre immerwährend kränkelnde Mutter; diese Sorge verbreitete eine wehmüthig zarte Stimmung über ihr ganzes Wesen. Willner, von manchem Unfall des Lebens schon ernstlich heim-

gesucht, war ein gerader und fester junger Mann. Durch Opheliens traulichen Umgang aber hatte seine Geradheit sich mit einer anziehenden Leutseligkeit verschwifert, und Ophelie hatte aus Willners festem Sinn Muth und Standhaftigkeit für den kindlichen Schmerz geschöpft. So waren Beyder Seelen in einander gewachsen, und hatten die Herzen in das schöne Bündniß gezogen.

Bisher schien keines von Beyden sich der tiefern Gefühle deutlich bewußt gewesen zu seyn, aber heute, am Tage der langen Trennung, war in Beyden das Gefühl der Liebe mit seiner ganzen Macht erwacht, aber das Schweigen hatte noch keines gebrochen.

Immer näher rückte der Augenblick des Scheidens; schon hatten Herr Elber und seine Gattinn, ingleichen ihre Kleinen Kinder, Willi's Zöglinge, mit thränenden Augen und frommen Wünschen ihn entlassen, als auch Ophelie, die bisher entfernt gestanden hatte, sich näherte, und ihm mit feuchten Augen und schwacher Stimme Lebewohl sagte. Willner erwiderte einige Worte mit tiefster Rührung, und küßte ihre schöne Hand, indem ein neuer, heftiger Thränenstrom seinen Augen entfloß, dessen Erstlinge die so theure Hand benetzten. Noch ein allgemeines Lebewohl empfangend, ging er allein seinem einsamen Zimmer zu. Plötzlich kam Ophelie ihm nachgeeilt, um ihn mit Licht zu versehen, das er vergessen hatte mit sich zu nehmen. Sie begleitete ihn bis in sein Zimmer, sagte ihm noch einmal Abschiedsworte, und wollte sich schleunigst entfernen, um die Thränen des Schmerzes von ihm ungesehen zu verweinen, da faßte sich Willner ein Herz; gedrängt von dem mächtigen Gefühle der reinsten Liebe, ergriff er ihre Hand und zog sie sanft zu sich. Einige Augenblicke sah er ihr wehmüthig ins thränende Auge, und hob dann mit fester Stimme also an:

„Durch Jahre langen Umgang mit Ihnen, theure Ophelie, hat sich Ihre schöne, engelreine Seele so vor mir ausgebreitet, daß ich zuversichtlich behaupten kann, Sie sind ein Mädchen, wie jede seyn sollte, aber keine ist. Durch Ihre freundliche Theilnahme an allen meinen Schicksalen sind Sie mir so werth und theuer geworden, daß ich mir eine Trennung von Ihnen ohne eine Trennung von mir selbst kaum als möglich denken kann. Ja, Ophelie, Sie sind mein zweytes Ich, und ich möchte dieses zweyte Ich nicht gern verlieren durch Zeit und Raum. Deshalb sey diese meine Scheidestunde auch die Entschaidestunde meines Lebens, und ich will es im Vertrauen auf Ihre Gutmüthigkeit wagen, das Lösungswort meines Glückes auszusprechen. Ophelie, theure Ophelie, ich liebe Sie! schenken Sie mir Ihre Gegenliebe, oder, streitet dieß mit Ihrem Gefühle, so entziehen Sie mir wenigstens Ihre wohlwollende Freundschaft auch in der Ferne nicht.“

Ophelie war gerührt und verlegen, und erwiderte mit jungfräulicher Sittsamkeit: „Was Sie ausgesprochen in diesem Augenblicke, lieber Willner, wußte ich längst, wenigstens ließ Ihre stete Aufmerksamkeit für mich etwas dergleichen vermuthen, und ich will Ihnen gestehen, daß ich mich gefreut der Wahl Ihres Herzens, da ich das meine Niemanden lieber schenken mag als Ihnen. Auch ich liebe Sie von Herzen, doch eine Bedingung muß ich in dieser ernsten, und für uns so feyerlichen Stunde hinzufügen. Lieben wollen und dürfen wir einander bis zum Tode, aber sollten und dürften uns Verhältnisse nicht zusammen führen, so sey keines durch das

Andere gebunden. Wenn Sie mir dieß versprechen, so wiederhole ich gern die Worte: Ich liebe Sie. Die Bedingung habe ich mir längst vorbehalten auf einen solchen Fall, und Sie müssen dieselbe eingehen, denn sie ist zu Ihrem eigenen Besten, und der einzige Weg zu meiner Liebe, die ich Ihnen hiemit angelobe.“

Willner umarmte die Geliebte mit Wonne, und erwiderte: „Wohlan, so sey es. Ein Briefwechsel mag uns Nachricht ertheilen von unsern gegenseitigen Verhältnissen.“ Noch einen seelenvollen Kuß gaben sich die beyden Liebenden, und Ophelie verließ ihren innig geliebten Freund.

2.

Kaum war die Nacht noch völlig vorüber, da mahnte der vorfahrende Reisewagen, welchen Herr Elber dem jugendlichen Freunde gemiethet, den längst schon wachen Jüngling an die Trennung von einer so lieben Familie. Er ging an die Thür, sagte dem freundlichen Stübchen Lebewohl, schloß zu, und kam an den Wagen. Noch einmal blickte er an die Fenster hinauf, alles verkündete noch festen Schlaf der Elber'schen Familie, und so wollte er eben einsteigen, als sich ein Fenster öffnete und Ophelie das niedliche Köpfschen heraus streckte. Noch einen Abschiedskuß winkten sich Beyde zu, dann sprang Willner in den Wagen, und auf des Kutschers gebietendes „Fort!“ rollte dieser dem Thore zu. Einmal noch sah Willner sich um, einmal noch winkte Ophelie mit der Hand, und die Chaise flog schnell um die Straßenecke.

Willner hatte sich in eine Ecke des Wagens gelehnt, und hing dem düstern Gedanken der Trennung nach. Noch immer deckte Dämmerung die Erde. Endlich trieb die alles belebende Sonne mit Windesschnelle am Horizonte herauf, und vergoldete die Thurmspitze der Pfarrkirche zu Heinersdorf, wo der im Ruhestand lebende Professor Adersheim Willners aufrichtiger Freund und Gönner war, und dessen Gattinn mit ihrer Tochter Amanda ihm manch heiteres Stündchen in der einsamen Wohnung dankten. Einige Tage vor seiner Abreise hatte Willner schon von dem Professor Adersheim nebst seiner Familie den herzlichsten Abschied genommen, und er glaubte sie alle noch schlafen, als er aber auf der Landstraße hinaus sah, da gewahrte er drey Menschen, die er sogleich für seine lieben Freunde erkannte. Nur wenige Minuten war er noch gefahren, da hatte er sie erreicht. Er befahl dem Kutscher zu halten, und sprang eiligst aus dem Wagen. „Ich hätte nicht geglaubt,“ sagte er freundlich grüßend, „daß Sie sich meinethwegen würden in der Ruhe und Ihrer Gewohnheit stören lassen, aber lieb ist es mir ungemein, Sie noch einmal zu sehen.“

„Uns muß es doch auch Freude machen, Sie noch einmal bey uns zu haben,“ entgegnete freundlich der Professor, „da wir nicht einmal der Ruhe gepflegt, wie gewöhnlich, und Sie wissen, wie sehr ich und meine Frau die Ruhe lieben. Der Schwager Elber ist gewiß noch nicht auf den Beinen, sammt seiner Ehehälfte.“

„Wenn Sie sich nicht gar zu sehr des Fahrens freuen,“ unterbrach die Frau Professorinn (Elbers Schwester) ihren Eheherrn, „so lassen Sie den Kutscher immer voran fahren, und gehen Sie in unserer Gesellschaft noch ein Stückchen Weges zu Fuß.“

„Recht gern,“ erwiderte Willner, befahl dem Kutscher, immer fortzu-

fahren, bis ans nächste Chausseehaus, und bot Amanden den Arm. „Ophelie schlief wohl noch, als Sie fortfuhren,“ hob diese zu Willnern gewendet an, „der Abschied wird gestern schon betrübt genug gewesen seyn, und so wird sie sich den Schmerz nicht haben erneuern wollen.“

„Sie irren,“ antwortete Willner, „obwohl der Abschied schmerzlich war, so sagte sie mir doch heute noch ein Lebewohl, ehe ich fortfuhr.“ Hierauf entdeckte Willner Amanden, die schon längst seine geheime Vertraute war, die gestrigen Begebenheiten in gedrängten Worten, und bat sie, ihn ferner nicht zu verlassen, sondern seinen Briefwechsel mit Ophelien zu besorgen, und ihm von Zeit zu Zeit auch selbst ein Briefchen der Freundschaft zu schreiben.

Während alle vier nun gemeinschaftlich weiter schritten, gab der Professor dem Jünglinge noch vielerley wohlgemeinte Lehren und manchen guten Rath für seine academische Laufbahn; die Frau Professorinn dictirte ihm gleichsam schon den Küchenzettel aufs ganze Triennium, und Amanda warnte ihn vor übereilten Freundschaftsbündnissen, bat ihn aber zugleich, die alten Freunde aufzusuchen; Willner versprach ihr beydes und fügte noch hinzu, in Betreff des Letzteren sollte sie treuliche Nachricht erhalten, zum Zeichen, daß er sie wohl verstanden habe. So waren sie endlich am Chausseehause angelangt. Adersheim entließ mit einem wohlgemeinten Kusse und Händedruck seinen jungen Freund, und diesem Beyspiele folgten Gattinn und Tochter. Noch einmal weinten Alle Thränen des Abschieds, wie vor einigen Tagen; und mit den Worten: „Gott segne Ihre Liebe,“ sprang Willner in den Wagen, und raschen Schrittes zogen ihn die wohlgenährten Rosse dahin. Der Professor aber und seine Lieben gingen gemächlich wieder der stillen Wohnung zu.

3.

Die Sonne breitete ihren Strahlenteppich immer reichhaltiger auf die Erde, und erweckte mit ihrer wohlthätigen Wärme die Thatkraft der Menschen. Auf der Landstraße wurde es immer lebhafter, reisende Handwerker zogen vom Nachtquartier den Weg entlang; Fuhrleute gingen neben den schwer beladenen Frachtwägen langsam ihrem Ziele entgegen, und schmauchten gemächlich dabey ihr Pfeifchen; hier trat der Landmann aus der friedlichen Wohnung, ungeachtet der Luftfrische leicht bekleidet, in sein Gehöfte, und bereitete die Geräthschaften zum Tagewerke; dort holte aus dem Brunnen eine Magd Wasser für ihre Heerden, und grüßte freundlich den vorbeyziehenden Knecht des Nachbars, eingedenk des letzten Sonntags und seiner Freuden im Kretscham. Hier kam eine zierliche Kutsche die Landstraße daher, und drinnen saß ein freundliches Pärchen; ein leicht aufgeschürztes Mädchen ging hier ins Dorf; und dort zog ein Mann den belasteten Schubkarren; so kreuzte sich alles im geschäftigen Treiben des Lebens, und immer belebter ward die Erde, die noch vor kurzem ausgestorben schien. Hoch in den Lüften schwang der Vögel muntere Schar lustig sich durch einander, und begrüßte mit lieblichem Gesange den jungen heiteren Tag. Willner gab sich ganz den Eindrücken der frohen Natur hin, und war selig im Gefühle, ein Mitglied dieser regsam thätigen Welt zu seyn. Wärmer wurde die Luft, denn immer höher stieg die Sonne am Firmamente, er zog also seinen Mantel aus, brannte sich ein Pfeifchen an, und betrachtete innig vergnügt die so mannigfachen Landschaften, die sich im Vor-

überfahren ihm darstellten. Ohne daß dem Reisenden etwas Ausgezeichnetes begegnet war, kam er spät Abends in der Hauptstadt an, wo er sich zwey Tage zu verweilen vorgenommen. Am folgenden Tage besuchte er einige gute Freunde, welche Mitglieder der königlichen Capelle waren, und verlebte in ihrer angenehmen Gesellschaft, unter heitern Gesprächen über Natur und Kunst, sehr frohe Stunden. Den folgenden Tag brachte er abermals in diesem Kreise zu, aber nicht nur in Kunstgesprächen, sondern auch in Kunstgenüssen bestand die heutige Unterhaltung. Es wurden Quartetten und Quintetten von Krommer, Beethoven und Haydn gespielt, und zum Vergnügen des jungen Willner spielte man auch ein Quintette concertante für Violine und Bratsche von seiner eignen Composition, das von Allen recht sehr gelobt wurde, wie auch seine Fertigkeit auf der Viola. So war manche Stunde leicht und schnell dahin geflogen, und nur zu bald mußte er auch diesen Freundekreis verlassen, der sich um einige Personen vermehrt hatte.

Mit dem frühesten des Tages setzte Willner seine Reise fort, und gelangte erst sehr spät Abends an seinem Bestimmungsorte und in seiner neuen, sehr beschränkten Wohnung an, deren Lage er bey dem nächtlichen Dunkel nicht bemerken konnte. Er eilte nur, sobald als möglich, der Ruhe zu; denn die vielen Begebnisse und Beschäftigungen der letzten Wochen, das schnelle, anhaltende Fahren, hatten seinen ohnehin nicht ganz festen Körper sehr ruhsüchtig gemacht.

Noch war Aurorens Purpurschleier nicht völlig am Horizonte in Osten entfaltet, als Willner schon die Ruhestatt verließ und zum Fenster eilte, um sich ein wenig zu ordnen in der Lage seines neuen Asyls. Freude war das erste Gefühl bey dem Anblick der schönen Promenade, die er seinem Fenster gegenüber liegen sah, aber Wehmuth umfing ihn bey dem Gedanken, daß er zwar eine große, bunte Menschenmasse würde vorüber ziehen sehen, ohne Ophelien darunter zu finden. Um sich zu zerstreuen, und auch von der Nothwendigkeit gedrängt, fing er an, sein Zimmer nach seinem Belieben einzurichten, seine Koffer auszupacken, alles mit Tüchern zu belegen, die Instrumente aufzuhängen, und sich recht behaglich zu befinden. Durch die eintretende Pauline Schön, des Goldarbeiters Schön, seines Hauswirthes, einzige Tochter, wurde er in seiner Beschäftigung gestört. Mit einer angenehmen Sittigkeit begrüßte sie den neuen Hausgenossen, und setzte den dampfenden Thee zum Morgen-trank auf den mit einem Teppich belegten Tisch. Willner erwiderte den Gruß des holden Mädchens, und indem er nach der Pfeife griff, sagte er: „Sie selbst, liebes Kind, müssen mich bedienen? das thut mir herzlich leid! ich meine, es sey dieß ein Geschäft der Dienstmädchen, nicht aber der Tochter vom Hause.“

„Ich thue dieß sehr gern,“ erwiderte Pauline, und eine sanfte Röthe zeigte, daß irgend ein „denn u. s. w.“ dahinter steckte, allein dieß konnte er nicht erfahren, da sie eiligst das Stübchen verließ. „Es wäre auch viel gefordert,“ sagte Willner zu sich selbst, als sie fort war, „nach dem ersten Grusse schon die ganze Herzengeschichte eines hübschen Mädchens wissen zu wollen; denn,“ fügte er hinzu, „daß das Herzchen im Spiele ist, steht nicht zu bezweifeln.“

(Die Fortsetzung folgt.)

Paris, im November 1827.

*) Die häufigen Diebstähle, die in Paris verübt werden, sind besonders zahlreich zu Anfang des Winters, und selbst in den Straßen ist man nicht sicher vor nächtlichem Überfall, trotz der tausend Augen der sehr wachsamten Polizien, deren Nachspürungen die Diebe auch selten entgehen. Der Diamantenraub bey *Mlle. Mars*, von dem in öffentlichen Blättern so viel gesprochen wurde, setzte die Polizien in Bewegung, die auch so glücklich war, den Dieb in *Genf* einzuholen, in demselben Augenblick, als er der gestohlenen Kostbarkeiten durch Verkauf sich zu entledigen suchte. *Mlle. Mars*, die einige Tage nach diesem Unfall in der „Schule der Alten“ spielen sollte, meldete der Direction, sie sehe sich genöthigt, ohne allen Schmuck in ihrer Rolle zu erscheinen, weil sie kein Geschmeide mehr besitze, und da dieser Brief auch im Publicum bekannt wurde, so suchte dasselbe durch einen ungemessenen Beyfall sie über ihren Verlust zu trösten. Böse Menschen meinten zwar, der ganze Briefwechsel sey ein kleiner Kunstgriff gewesen, um den Beyfall ein wenig aufzufrischen, der durch das Spiel der talentvollen *Miß Smithson* ein wenig nachgelassen hatte, seitdem diese Künstlerinn als *Ophelia* den Wahnsinn besser dargestellt hatte, als *Mlle. Mars* die Wahnsinns-scenen in dem neuen Schauspiele *Emilie*; aber wir wollen diesen Lasterzungen keinen Glauben heymessen, da wahrscheinlich jener Brief, ohne Wissen der *Mlle. Mars*, aus dem Theater-Archiv sich in die Theater-Blätter verirrt hatte. Wir freuen uns indessen über den Wiederbesitz ihrer verlorenen Schätze, und zweifeln nicht an einem übervollen Hause, wenn die Künstlerinn nächstens mit ihrem ganzen Schmucke wieder auftreten wird, wo denn das Publicum zur Feyer des Gratulationsfestes gewiß seine Schuldigkeit zu thun nicht versäumen wird. — Ein Diebstahl ganz anderer Art fand neulich bey der Gemälde-Ausstellung im Louvre Statt, wo bey dem ungeheuern Andrang das Diebesgesindel genugsam Gelegenheit findet, seine Künste auszuüben. Ein sehr angesehener Arzt, *Hr. Layet*, befand sich in der Kunstausstellung und blieb an einem Gemälde stehen, vor welchem viele Leute versammelt waren. Er griff in die Tasche nach seinem Schnupftuche, und ist nicht wenig erstaunt, darin eine Uhr zu finden. Er zieht sie hervor, betrachtet sie genau und fragt die Umstehenden, ob sie nicht wüßten, wie diese Uhr in seine Tasche gekommen sey? Aber alle seine Nachforschungen sind vergebens. Er wendet sich an einen der Aufseher, erzählt das Vorgefallene, gibt ihm seine Adresse, und eilt mit seinem Fund nach Hause. In einem andern, entferntern Saale ereignete sich indessen eine ganz andere Scene. Ein Schlossermeister fühlt an seiner Uhrtasche eine kleine Bewegung, er greift zu, aber die Uhr ist verschwunden. Er konnte den Dieb nicht auf der That ertappen, doch ein Blick auf die Umstehenden läßt ihn bald seinen Mann erkennen, dessen Anzug und Mienen etwas anders als einen bloßen Kunstbeschauer verrathen. Er folgt ihm auf den Fersen, von Gemälde zu Gemälde, von Saal zu Saal. Der Spitzbube, der sich so sehr verfolgt und bedrängt sieht, entschließt sich endlich seine Beute fahren zu lassen, und die Tasche des *Hrn. Layet* scheint ihm eine gute Gelegenheit dazu. Er wirft ungeschen die Uhr in dieselbe, und setzt seinen Weg fort, aber immer von dem Schlossermeister verfolgt, der ihn nicht aus den Augen läßt. Am Ausgang bittet er eine Schildwache, diesen Menschen als seinen Dieb zu arretiren. Er wird auf die Wache geführt, wo er laut seine Unschuld behauptet und selbst verlangt, aufs genaueste durchsucht zu werden, was denn auch wirklich geschieht; allein man findet nichts bey ihm. Der Schlossermeister erschöpft sich in tausend Entschuldigungen über diesen unangenehmen Zufall, und um dem jungen Menschen vollkommene Genugthuung zu geben, ladet er ihn ein, eine Flasche Wein mit ihm zu trinken. Dieser nimmt die Einladung an, und Beyde begeben sich, Arm in Arm, nach einer benachbarten Weinschenke. — „Bier Gläser!“ ruft der Spitzbube bey seinem Eintritt ins Zimmer. „Warum vier Gläser?“ fragt der ehrliche Schlossermeister. „Hier sind zwey Freunde, die mit uns anstoßen sollen,“ und in demselben Augenblick stehn auch schon beyde Freunde ihm zur Seite. Er erzählt seinen Cameraden, wie ihn dieser Herr für einen Taschendieb gehalten, und der Schlossermeister wiederholt seine Entschuldigung.

gen mit der größten Sanftmuth und Güte. „Ja,“ unterbrechen ihn die Freunde, „so kann man sich in der Welt oft gewaltig irren. Unser Camerad ist der rechtschaffenste, ehrlichste Mensch unter der Sonne. Man muß nie nach dem Außern urtheilen, das zuweilen sehr trüglich ist.“ Der Schlossermeister gesteht dieses ein, füllt sein Glas, trinkt auf das Wohlsenn seines Diebes, bezahlt die Beche und entfernt sich. Er kehrt nach dem Louvre zurück, um weitere Erkundigungen über seine Uhr einzuziehen. Dort erfährt er von dem Aufseher, sie habe sich gefunden, und er erhält die Adresse des Herrn, der sie in Verwahrung hat. Er eilt zu Hrn. L a y e t, empfängt seine Uhr, und beyde Männer schätzen sich glücklich, daß diese Sache keine traurigern Folgen gehabt hat.

In Paris kann man überhaupt sehr leicht in böse Händel gerathen, und besonders ist in dieser Hinsicht Behutsamkeit nicht genugsam anzuempfehlen. Der Volks-Charakter hat sich seit der Revolution gewaltig geändert, und die Ausartung der Sitten äußert sich bey jeder möglichen Gelegenheit. Schon B o i l e a u hat in seiner bekannten Satyre über Paris die vielen Unannehmlichkeiten aufgerechnet, denen die Einwohner dieser Stadt zu Hause und auf der Straße unterworfen sind, aber dieses Capitel hat sich seit dieser Zeit bedeutend vermehrt. Neulich versuchte das Vaudeville-Theater diesen Gegenstand dramatisch zu behandeln, in einem kleinen Stückchen, betitelt: „les tribulations d'un Bourgeois à Paris,“ das aber nicht sonderlich gefiel, auch ist die Form des Vaudeville zu beschränkt, um alle jene Plageren mit angemessener Ausführlichkeit darstellen zu können, wozu ein starker Band kaum hinreichen würde. Seitdem man angefangen hat alle Maßregeln der Behörde zur Aufrechthaltung der Ruhe und Ordnung als einen lästigen Zwang zu betrachten, diese in den öffentlichen Blättern bitter zu tadeln und zu verleumdern, hat sich ein Geist der Widersetzlichkeit aller Stände bemächtigt, der keine heilsamen Früchte tragen kann. So besucht man auch jetzt die Theater, nicht um eine angenehme Zerstreuung zu finden, sondern um in den Reden der Schauspieler, mit einer Art böshafter Schadenfreude, allerley Anspielungen geflissentlich aufzusuchen und rasend zu beklatschen. Dergleichen tumultuarische Auftritte finden fast jeden Abend in den Theatern Statt, und es ist so weit gekommen, daß ruhige Leute sich fast fürchten, ins Schauspiel zu gehen, um sich keinen unangenehmen Auftritt auszusuchen. In den Provinzen geht es nicht besser. Neulich forderten die Zuschauer in einem Provinzial-Theater die Wiederholung eines Couplets, das mehrere Schauspieler absangen. Da eine solche Wiederholung gegen das Theatergesetz freitet, so wendeten sich die Schauspieler von der Bühne herab an den anwesenden Maire, um ihn um Erlaubniß dazu zu bitten. Der Maire antwortete sehr vernünftig, er könne keine Zustimmung dem bestehenden Gesetze zuwider geben. Kaum hatte er diese Worte ausgesprochen, als die Schauspieler fröhlichen Muthes und mit überlauter Stimme das Couplet dennoch wieder absangen. Die Schauspieler wurden verhaftet; aber nun erhob sich ein großer Lärm in den Journalen, die Partey für die Schauspieler gegen den Maire ergriffen, auch rodeten sich die Advocaten zusammen, die in einer gedruckten Consultation das Unrechtmäßige der Verhaftung darzulegen strebten, und die Schauspieler unter ihren Schutznahmen. Solche und ähnliche Dinge müssen wohl jeden Menschen betrüben, der noch ein wenig Gefühl für Recht und Ordnung hat; diese unbedingten Grundlagen alles gesellschaftlichen Zusammenlebens. Nichts kann gedeihen, wo man diese zu erschüttern sucht. Paris genoß einst den Ruf als Schule der feinen Sitten, aber diese Zeit ist längst verschwunden. Man wird hier vielmehr einen Geist der Rohheit gewahr, der sich selbst da oft kund gibt, wo man es am wenigsten erwarten sollte. Wer hierüber noch in Zweifel seyn konnte, der braucht nur unsere größern und kleinern Journale zu lesen, die in ihren Angriffen auf Personen und achtungswerthe Verhältnisse einen Ton anstimmen, der wahrlich nicht der der guten Gesellschaft ist. Aus der Verwirrung der Begriffe entsteht die Verwirrung der Sprache. Worte, die man sonst als unzart, oder als unanständig verbannte, werden jetzt als die passendsten Ausdrücke gebraucht, um alles, was bey andern Nationen als ehrenwerth erscheint, zu besudeln. Wenn, wie Graf M a i s t r e sagt, die Literatur der Ausdruck der Gesellschaft ist, so repräsentiren die meisten unserer Druckschriften diese nicht auf die erfreulichste Weise. Selbst das harmlose Reich der Poesie wird entweiht, durch eine Unzahl gereimter Libelle und Spottgedichte, die leider

nur eine allzu günstige Aufnahme finden. Lamartine schweigt, indessen Casimir Delavigne und seines Gleichen Gedichte zu Tage fördern, aus welchen, unter der poetischen Hülle, der Geist der Empörung athmet. Den Aufschluß, wohin alles dieses führt, haben uns die vielen unruhigen Tage gegeben, die wir diesen Monat hier verlebt haben, und von welchen die nähern Umstände den Lesern aus den Zeitungen wahrheitlich bekannt seyn werden. F.

U n t e r r i c h t u n g .

Die deutsche Lesewelt hat die bisherigen Jahrgänge dieser Zeitschrift mit einem Beyfalle aufgenommen, in dessen dankbarer Anerkennung der Herausgeber sich redlich bemüht hat, den innern Werth derselben von Jahr zu Jahr zu erhöhen. Ist es ihm hiemit einiger Maßen gelungen, so haben die Gönner zugleich die sicherste Bürgschaft, daß er auch im nächstfolgenden Jahre 1828 sowohl für gediegenen Inhalt des Blattes als für geschmackvolle Modenbilder und andere Zugaben nach Möglichkeit sorgen werde.

Wie in der letzten Hälfte des vergangenen Jahres wird auch im künftigen in jedem Monate wenigstens eine Abbildung neuester Herrentrachten geliefert werden.

Die Zeitschrift erscheint wöchentlich dreymal, nemlich: Dienstag, Donnerstag (mit dem colorirten Modebilde) und Sonnabend, in groß Octav auf Belinspapier. Jeder Jahrgang besteht aus vier Heften oder Bänden, und ist mit Titelblatt, Register und Umschlag versehen.

Die Pränumeration beträgt mit den Modebildern in Wien (in der Verlagshandlung des Hrn. Anton Strauß, in der Dorotheergasse Nr. 1108) vierteljährig 6, halbjährig 12, und jährlich 24 fl. C. M.; ohne Modebilder (doch aber mit den ordentlichen Kupfer- und Musik-Beilagen) vierteljährig 3 fl. 45 kr., halbjährig 7 fl. 30 kr., und jährlich 15 fl. C. M. Auswärtige wollen sich mit ihren Bestellungen an die hiesige k. k. Obersthofpostamts-Haupt-Zeitungs-Expedition, oder an die ihnen zunächst gelegenen resp. Postämter wenden, und zahlen halbjährig 13 fl. 12 kr. und jährlich 26 fl. 24 kr. C. M. frankirt bis an die k. k. österreichischen Staatsgrenzen. — Durch die postamtlichen Zeitungs-Expeditionen ist die Zeitschrift nur ungetrennt, nemlich der Text mit den Modebildern, aber keines von diesen, weder Text noch Modebilder, abgesondert zu bekommen. — Pränumeranten, welche ihre Exemplare mit hartem Wachs und dem Amtssiegel geschlossen zu erhalten wünschen, zahlen jährlich 1 fl. 36 kr. C. M. mehr. Für obige Preise wird die Zeitschrift an den gewöhnlichen Posttagen, wöchentlich zweymal, expedirt. Die Versendungen am Tage der jedesmaligen Erscheinung kostet jährlich 4 fl. C. M. mehr.

Den geehrten Herren Pränumeranten, welche ihre Bestellungen bey der hiesigen k. k. Obersthofpostamts-Haupt-Zeitungs-Expedition machen, steht es frey, die erscheinenden Blätter der Zeitschrift hier zu beziehen, oder sich selbe bey ihrer etwaigen Abreise von Wien auf Landgüter ic. innerhalb des Kaiserstaates, allenthalben nach senden zu lassen, ohne dafür besonders zu bezahlen.

Der Preis der Modebilder allein wird vierteljährig mit 4, halbjährig mit 8, und jährlich mit 16 fl. C. M. entrichtet. Einzelne Modebilder sind in der Verlagshandlung des Hrn. Anton Strauß, und in mehreren Buchhandlungen, das Stück um 24 kr. C. M., zu haben.

Im Wege des Buchhandels ist die Zeitschrift nur ganzjährig, mit und ohne Modebilder, um die oben für Wien angezeigten Preise von allen löbl. Buchhandlungen der Provinzen des Kaiserstaates und des Auslandes durch die Buchhandlung des Hrn. Carl Gerold in Wien zu beziehen.

Auch sind einige vollständige Exemplare des diesjährigen, und der bisherigen Jahrgänge um die bemerkten Preise auf allen angeführten Bezugswegen zu haben.

Einsendungen aller Art von Original-Beiträgen, wovon die aufgenommenen mit fünfzehn Thaler für unsern Druckbogen honorirt werden, geschehen unter der Aufschrift:

An das Bureau der Wiener Zeitschrift für Kunst, Literatur, Theater und Mode.

Von den besondern Beylagen der Wiener Zeitschrift,

und zwar: von der Quart-Ausgabe der Costume des Ballfestes bey Sr. Excellenz Sir Henry Wellesley, mit colorirten Bildern, zu 12 fl. C. M.,

von der Abbildung der Gallerie durch den Urthelstein im Helenenthale bey Baden, in Abdrücken vor der Schrift, zu 1 fl. C. M.

von den Planen des Parks von Larenburg, nebst der kleinen Anweisung zu dessen Gebrauch, zu 1 fl. C. M.,

sind noch Exemplare vorhanden, und sowohl durch die k. k. Hof-Postamts-Haupt-Zeitungs-Expedition, als bey Anton Strauß, C. Gerold und in mehreren Buchhandlungen, um die benzesetzten Preise zu haben.

Wien, im Jänner 1828.

Herausgeber und Redacteur: Johann Schich.

Gedruckt bey Anton Strauß.